



GETEILTES SCHWEIGEN

INNENANSICHTEN ZUR TEILUNG INDIENS

Urvashi Butalia

Aus dem Englischen von
Martin Pfeiffer

Lotos Werkstatt

1. Auflage 2015
Edition 31° Nord
www.lotos-werkstatt.de

Für die Auszüge aus dem Buch ›The Other Side of Silence‹
von Urvashi Butalia:
© Duke University Press, Durham 2000

Für alle weiteren Texte:
© Urvashi Butalia, Delhi 2015

Titelbild von Chandralekha, Aquarell auf handgemachtem Papier,
erschienen in ›one more news‹ bei skills, Madras 1987
© Sadanand Menon, Chennai 2015

Textauswahl und Gesamtkonzeption: Matthias Beer.
Für die vorliegende deutschsprachige Übersetzung und Auswahl:
© Lotos Werkstatt Verlag, Berlin 2015

Die Texte ›Heimweh‹ und ›Die Beharrlichkeit der Erinnerung‹
erschienen in deutscher Erstübersetzung bei Lettre International:
LI 37 (1997) und LI 59 (2002).

Gefördert aus Mitteln des Kirchlichen Entwicklungsdienstes durch
Brot für die Welt - Evangelischer Entwicklungsdienst.

Druck und Bindung: Pustet Regensburg

ISBN 978-3-86176-055-9

GETEILTES SCHWEIGEN

INNENANSICHTEN ZUR TEILUNG INDIENS

Inhalt

1. VORWORT	
Die menschlichen Dimensionen der Teilung Indiens	9
2. BLUTSBANDE	
Heimweh	26
»Kinder derselben Eltern, vom selben Blut ...«	35
Interview: Subhadra Butalia	37
3. MARTYRIUM	
Die Beharrlichkeit der Erinnerung	52
Interview: Bir Bahadur Singh	79
4. FRAUEN	
Interview: Basant Kaur	111
Mutter Indien - Vater Staat	119
Die patriarchale Familie	119
Der patriarchale Staat	125
Zwischen den Stühlen	142
»Eine Menge Geschichten erzählen ...«	153
Interview: Damyanti Sahgal	159
5. RANDGRUPPEN	
Kastenlos	197
Interview: Maya Rani	199
Kind der falschen Eltern	210
Interview: Murad	212
Ausgegrenzt	219
Interview: Rajinder Singh	222
6. NACHWORT	227
GLOSSAR	235
TEXTNACHWEISE	239

I. KAPITEL

VORWORT

Die menschlichen Dimensionen der Teilung Indiens

Die politische Teilung Indiens führte zu einer der größten Erschütterungen der Menschheitsgeschichte. Nie zuvor oder seither haben Menschen in so großer Zahl und in derart kurzer Zeit ihren Wohnsitz und ihr Land gewechselt. Innerhalb weniger Monate waren etwa zwölf Millionen Einwohner des Subkontinents zwischen dem amputierten Indien und dem östlichen wie dem westlichen Teilstaat des neugeschaffenen Pakistan unterwegs. Der bei weitem größte Teil dieser Flüchtlinge - über zehn Millionen Menschen - überquerte die Grenze im Westen, die den historischen Staat Panjab zerschneidet; Moslems flohen westwärts nach Pakistan, Hindus und Sikhs eilten ostwärts nach Indien. Morde begleiteten manchmal ihre Wanderungen, lösten sie gelegentlich auch aus; viele Flüchtlinge starben außerdem an Unterernährung und Infektionskrankheiten. Die Schätzungen der Zahl der Todesopfer schwanken zwischen 200.000 (dem zeitgenössischen britischen Wert) und zwei Millionen (einer späteren indischen Schätzung), aber dass ungefähr eine Million Menschen ums Leben kamen, wird jetzt weithin anerkannt. Wie immer gab es weitverbreitete sexuelle Gewalt: man nimmt an, dass etwa 75.000 Frauen von Männern, die einer anderen Religionsgemeinschaft (und manchmal sogar ihrer eigenen) angehörten, entführt und vergewaltigt wurden. Tausende von Familien wurden auseinandergerissen, Häuser wurden zerstört, Ernten verrotteten, und Dörfer wurden von ihren Bewohnern verlassen. Erstaunlicherweise waren die neuen Regierungen von Indien und Pakistan ungeachtet zahlreicher Warnungen auf das Beben nicht vorbereitet:

sie hatten nicht damit gerechnet, dass die Furcht und die Ungewissheit, welche die Grenzziehung auf der Basis von Einwohnerstatistiken - so viele Hindus gegen so viele Moslems - hervorrief, die Menschen dazu zwingen würden, an Orte zu fliehen, die sie für »sicherer« hielten und an denen sie unter ihresgleichen zu sein gedachten. Die Menschen reisten in Bussen, in Autos oder mit dem Zug, größtenteils aber zu Fuß in riesigen Marschkolonnen, *kafilas*, die bisweilen Dutzende von Kilometern lang waren. Der längste dieser Trecks, der angeblich fast 400.000 Flüchtlinge aus dem westlichen Panjab umfasste, die ostwärts nach Indien zogen, brauchte nicht weniger als acht Tage, um an irgendeinem Punkt auf seiner Route vorbeizumarschieren.

Dies sind die generellen Aspekte der Teilung; sie sind öffentlich in Geschichtsbüchern zu finden. Die individuellen Aspekte lassen sich nicht so leicht aufdecken; sie führen eine private Existenz in den Geschichten, die in so vielen Familien in Indien und Pakistan erzählt und immer wieder neu vorgetragen werden. Ich bin mit ihnen groß geworden: wie viele Panjabis meiner Generation komme ich aus einer Familie von Teilungsflüchtlingen. Erinnerungen an die Teilung des Landes, der Schrecken und die Brutalität der damaligen Zeit, das Zurückdenken an eine - häufig mythische - Vergangenheit, in der Hindus und Moslems und Sikhs vergleichsweise friedlich und harmonisch zusammengelebt hatten, all das waren ständig wiederkehrende Themen von Geschichten, die mein Leben begleiteten. Meine Mutter und mein Vater stammen aus Lahore, einer Stadt, an die ihre Bewohner voller Liebe und Sentimentalität denken und die nur 30 Kilometer hinter der Grenze zu Pakistan liegt. Meine Mutter erzählte von den gefährlichen Reisen zurück in die Stadt, die sie zweimal unternahm, um ihre jüngeren Brüder und ihre Schwester nach Indien zu bringen. Mein Vater erinnerte sich, wie er aus Lahore floh, während ringsum geschossen wurde und Brände prasselten. Mit meinen Brüdern und meiner Schwester hörte ich mir diese Geschichten an und nahm sie kaum in mich auf.

Wir waren Angehörige der Mittelschicht, die in einer Zeit relativen Friedens und Wohlstands aufgewachsen waren, in der es so aussah, als würden Toleranz und »Säkularismus« sich durchsetzen. Diese Geschichten, die von Plünderung, Brandstiftung, Vergewaltigung und Mord handelten, kamen aus einer anderen Zeit. Sie bedeuteten mir kaum etwas.

Dann, im Oktober 1984, wurde Premierministerin Indira Gandhi von ihren Leibwächtern, zwei Sikhs, ermordet. Daraufhin wurden in einer Orgie von Gewalt und Rache überall in Indien tagelang Angriffe auf Sikhs verübt. Viele Häuser wurden zerstört, und Tausende kamen ums Leben. In den Randbezirken von Delhi wurden über 3000 Menschen ermordet, häufig, indem man sie mit Kerosin übergoss und anzündete. Sie starben einen entsetzlichen, makabren Tod. Schwarze Brandspuren auf dem Boden markierten die Stellen, an denen ihre Leichen gelegen hatten. Die Regierung unter der Führung von Indira Gandhis Sohn Rajiv blieb gleichgültig, aber mehrere Bürgerinitiativen fanden sich zusammen, um Hilfe, Nahrung und Unterkunft bereitzustellen. Ich gehörte zu den Hunderten von Menschen, die in diesen Gruppen arbeiteten. Tag für Tag, während wir Essen und Decken verteilten, Listen der Toten und Vermissten erstellten und dabei halfen, Entschädigungsansprüche anzumelden, hörten wir uns die Geschichten derer an, die gelitten hatten. Vielfach erinnerten sich ältere Menschen, die 1947 als Flüchtlinge nach Delhi gekommen waren, dass sie schon einmal derart entsetzliche Erfahrungen gemacht hatten. »Wir hatten nicht gedacht, dass uns das in unserem eigenen Land passieren könnte«, sagten sie. »Es ist wieder wie bei der Teilung.«

Hier, am anderen Ufer der Jamna, nur wenige Kilometer von meinem Wohnsitz entfernt, hatten ganz gewöhnliche, friedliebende Menschen ihre Nachbarn aus ihren Häusern vertrieben und sie ermordet - aus keinem anderen erkennbaren Grund als dem, dass sie einer anderen Religionsgemeinschaft angehörten. Die Geschichten von der Teilung schienen

jetzt gar nicht mehr ganz so fern zu liegen: Menschen aus demselben Land, derselben Stadt, demselben Dorf konnten doch durch die politischen Auswirkungen ihrer religiösen Verschiedenheit entzweit werden, und in ihrer Entzweiung konnten sie einander schreckliche Dinge antun. Zwei Jahre später, als ich für eine britische Fernsehanstalt an einem Film über die Teilung arbeitete, fing ich an, Geschichten von Überlebenden zu sammeln. Vieles, was mir erzählt wurde, war entsetzlich und für mich kaum vorstellbar gewesen, als ich jünger war und diese Dinge aus zweiter und dritter Hand hörte: Frauen, die in Brunnen sprangen, um sich zu ertränken und so einer Vergewaltigung oder Zwangskonversion zu entgehen; Väter, die ihren eigenen Kindern den Kopf abschlugen, um ihnen ein derartiges ehrloses Schicksal zu ersparen. Nun hörte ich solche Berichte von Zeugen, an deren Bitterkeit, Wut und Hass - die, wenn sie zum Ausbruch kamen, beängstigend sein konnten - zu erkennen war, dass sie die Wahrheit sprachen.

Ihre Geschichten beeindruckten mich zutiefst. In meiner eigenen Familie hatten sich meines Wissens keine derart grausamen und blutigen Vorfälle zugetragen, aber mir wurde jetzt allmählich klar, dass die Teilung selbst in meiner Familie kein abgeschlossenes Kapitel der Geschichte war - dass ihre simple, brutale politische Geographie uns immer noch erfüllte und voneinander trennte. Die Entzweiungen existierten im Alltag - genau wie ihre Widersprüchlichkeit: wie oft hatte ich gehört, dass meine Eltern oder meine Großmutter voller Zuneigung und Sehnsucht von ihren moslemischen Freunden in Lahore sprachen, während sie sich andererseits immer wieder voller irrationaler Vorurteile über »diese Moslems« äußerten; und wie viele Male hatte ich mit angehört, wie meine Mutter ihrem Bruder Verrat vorwarf, weil er eine moslemische Frau geheiratet hatte. Es bedurfte der Ereignisse des Jahres 1984, um mir begreiflich zu machen, wie allgegenwärtig die Teilung auch in unserem Leben war, und mir die Einsicht zu vermitteln, dass sie sich nicht so

2.2 SUBHADRA BUTALIA

»Kinder derselben Eltern, vom selben Blut ...«

Subhadra Butalia ist meine Mutter. Über Ranamama und die Teilung zu reden begannen wir beide - unter Zögern - erst, als ich bei ihm zu Besuch gewesen war und sie später dann auch in das Heim ihrer Familie mitgenommen hatte. Dabei wurde mir klar, wie oft und mit welcher Regelmäßigkeit wir Geschichten von Lahore, von der alten Heimstatt der Familie und von unseren Großeltern gehört hatten und wie wenig wir davon in uns aufgenommen hatten. Seit von Rana Briefe kamen und besonders seit meine Mutter wieder eine Reise nach Lahore unternommen hatte, war ich von Neugier darauf erfüllt, was sie empfunden hatte, als sie ihren Bruder und ihr altes Haus wiedersah. Wenn ich einen derart starken emotionalen Sog verspürt hatte, nach Lahore zu reisen, wie musste es sich damit dann bei ihr verhalten haben? Im Laufe der Jahre gelang es mir allmählich, sie zum Beschreiben ihrer Erfahrungen zu überreden, und ich stieß auf ein weiteres Paradoxon. Angehörige der Generation meiner Eltern erzählen ständig Geschichten über die Teilung: sie beschäftigt sie in Gedanken, sie erfüllt ihr Leben, sie prägt ihre Erinnerungen an die Vergangenheit. Wenn man sie aber regelrecht dazu veranlasst, sich hinzusetzen und sich über eben diese Geschichten interviewen zu lassen, dann fällt es ihnen seltsam schwer zu reden. Ich habe viel hierüber nachgedacht und kann nur zu dem Schluss kommen, dass Menschen, wenn das Ausgraben von Erinnerungen zu einem bewussten, reflektierten Vorgang wird, vielleicht eher zögern, sich festzulegen, sofern sie nicht sicher sein können, dass das, was sie sagen, »akkurat« oder wahr ist. Doch das ist nicht alles. Ich glaube, bei meiner Mutter waren die Verletzungen so tief, dass es ihr doppelt schwer fiel, über sie zu reden, erst recht mit mir. Ein neutraler Fremder hätte vielleicht dort Erfolg

gehabt, wo ich scheiterte. Irgendwann, als sie davon sprach, was sie empfunden hatte, als sie gezwungen war, ihre Mutter in Lahore zurückzulassen, sagte sie: »Wer kann beschreiben, wie schmerzlich es ist, wenn man eine Mutter allein lassen muss?« In diesem Augenblick wurde mir klar, wie wenig ich über diesen Aspekt nachgedacht hatte. Die Schmerzen von Eltern, die ihre Kinder verlassen müssen, verstehen wir, aber dass es auch eine umgekehrte Situation geben kann, ziehen wir selten in Betracht. Wie viele Eltern ihren Kindern im Zuge dieser historischen Ereignisse abhanden kamen, wie oft das durch Zufall geschah und wie oft aus Absicht, lässt sich nicht feststellen.

Ich habe mich entschieden, dieses Interview zu publizieren, weil es in gewisser Weise eine andere Seite des Bildes zutage treten lässt, das Ranamama in seiner Geschichte entwirft, aber auch, weil es auf eine andere Weise aufschlussreich ist, was die Zonen des Schweigens in Familien betrifft und die Schwierigkeiten, sie zu überwinden. Ebenso wichtig wie das Bemühen, das Schweigen auszuloten, ist die Frage, wie dieses Ausloten geschieht, wer die Fragen stellt und zu welchem Zeitpunkt, und wer schließlich die Verantwortung für das übernimmt, was das Schweigen auslöst. Eine Freundin von mir hat beschrieben, wie ihre Mutter nach langen Jahren des Schweigens mit einem hartnäckigen Interviewer über ihre Erinnerungen an die Teilung sprach. Danach war sie so von den Erinnerungen an die Schmerzen und Qualen jener Zeit angefüllt, dass sie wochenlang nicht schlafen konnte. Der Forscher, der sie zum Reden veranlasst hatte, befand sich mittlerweile anderswo, vielleicht bei seinem nächsten Interview. Es geht also nie einfach um Schweigen und Reden, denn Reden hat nicht immer eine kathartische Funktion, es ist nicht immer befreiend. Bei meiner Arbeit habe ich mich so weit wie möglich darum bemüht, nur mit denjenigen Menschen zu sprechen, die dazu bereit waren, und die Verantwortung für das zu übernehmen, was dieses Sprechen bedeutete. Es lässt sich unmöglich feststellen, ob dies der

richtige Ansatz ist, aber für mich war es vielleicht die einzig mögliche Vorgehensweise.

Es gibt noch weitere Gründe dafür, dass ich das Gefühl hatte, es wäre wichtig, das Interview mit meiner Mutter in die Sammlung aufzunehmen. In gewisser Hinsicht sprach Rana mit ihr offener als mit mir: er räumte ein, dass einer der Gründe, weshalb er in Pakistan geblieben war, das Haus gewesen war. Es ist tragisch und ironisch, dass dasselbe Haus, das für Rana bei der Teilung eine Art Freiheit, eine Eröffnung von Chancen dargestellt hatte, später zu einem Mühlstein um seinen Hals wurde. Wenn man ihm Glauben schenken sollte, dann war er, der Mensch Rana, für seine Söhne kaum von Wichtigkeit. Was zählte, war das Haus. Zu meiner Mutter sagte er: »Ich bin wie ein Fremder, ein Mann, der in seinem eigenen Haus von seinen eigenen Kindern verfolgt wird.«

Subhadra Butalia:

Im Jahre 1946 arbeitete ich in der staatlichen Oberschule in Nabha. Die Schule hatte einen ausgedehnten Hof und ein großes Gebäude. Ringsherum befand sich ein Slumgebiet. In dieser Gegend gab es Prostituierte, und es wohnten dort einige sehr arme Moslems. Es war also ein Viertel, das auf allen vier Seiten von Moslems dominiert war. Irgendwann fingen die Leute an, von Teilung zu reden, und die Diskussion ging immer darum, ob es dazu kommen werde oder nicht. Und ich und die Schulleiterin Ranjit und meine Mutter sowie meine Geschwister, wir wohnten alle zusammen. Wir hatten immer Angst, denn die Geschichten, die im Umlauf waren, erweckten den Eindruck, sobald es zu Unruhen käme und Kämpfe ausbrächen, würde die Mädchenschule als erste angegriffen werden. Und sogar unser *chaukidar* und unsere *aya*, unser Wächter und unser Kindermädchen, waren Moslems. So hatten wir immer große Angst, und

wir überlegten, was wir tun sollten. Wir hatten allen irgendwie Anweisungen gegeben: gewöhnlich schliefen wir im Freien, und die Begrenzung bestand aus vier Mauern. Die Anweisungen gingen also dahin, falls es Lärm und Unruhe gäbe, sollten alle sofort ins Haus rennen.

Direkt gegenüber der Schule, auf der anderen Seite der Straße, wohnte eine Prostituierte. Eines Tages hatte sie eine Auseinandersetzung mit jemandem, mit einem Mann vom Militär, und er schoss sie nieder ... Zwei Schüsse feuerte er in der Nacht ab, dann rannte er weg und sprang über die Mauer, und danach erschoss er sich. Wir hatten wirklich Angst, wir rannten alle ins Gebäude. Und meine Schwester Munna, sie war die Jüngste, sie drehte durch und lief nicht nach drinnen, sie floh nach draußen und versteckte sich. Wir waren alle hektisch und besorgt: Munna, Munna, wo ist sie? Wer konnte wissen, was sich draußen abspielte! Ranjit wollte mich nicht hinausgehen lassen. Und ich sagte, wie kann ich das Mädchen allein lassen? Es war wirklich eine Krise. Dann hörte sie uns rufen, und wir brachten sie herein. Am Morgen stellten wir fest, dass nichts gewesen war, es war diese andere Geschichte, er hatte die Frau umgebracht. Als er zur Armee gegangen war, hatte er dieser Frau immer Geld geschickt. Nach seiner Rückkehr fragte er sie, ob sie ihn heiraten würde, und sie sagte zu ihm, verschwinde, es gibt so viele wie dich, die zu mir kommen und mir zu Füßen fallen. Irgend so etwas. Aber ihre Mutter, die rief in der Nacht immer »Allah«, und das tat sie in einem Ton, der einem wirklich Angst machte. Das war, weil wir keinen Mann im Haus hatten. Wir waren alles Frauen, und darum waren wir immer wirklich verängstigt. Die Spannung war extrem. Und in diesem Schwebezustand dachte ich, wir sollten fortgehen, weg von hier. Die Kinder dachten nun, sie würden nach Lahore gehen - wir hatten keine

Für den Staat lag den Rückführungsunternehmungen die Annahme zugrunde, dass Frauen einer bestimmten Religionszugehörigkeit wieder in den Schoß der betreffenden Religion zurückgebracht werden sollten. Anis Kidwai bezweifelt jedoch, wieviel Bedeutung die Religion für Frauen, insbesondere für einige der Moslemfrauen, haben konnte. Sie schreibt: »Und was weiß sie denn überhaupt von Religion? Männer haben zumindest die Möglichkeit, in die Moschee zu gehen und zu beten, aber den Frauen haben die Moslems es nie gestattet aufzustehen. Sobald sie junge Frauen sehen, werden ihre Augen blutunterlaufen: haut ab, sagen sie zu ihnen, verschwindet. Was habt ihr hier zu suchen ... die Schuld liegt bei ihnen selbst, aber verjagt werden von ihnen die Frauen: wenn sie in die Moschee kommen, wird die ganze *namaz* ruiniert. Wenn sie dem letzten Ruf des Fastenmonats zu lauschen versuchen, wird die Aufmerksamkeit aller abgelenkt ... wenn sie zu einer Gesangsveranstaltung gehen, richtet sich die Aufmerksamkeit der Sufis nicht mehr auf Gott, sondern auf die Welt ...«

Interessanterweise finden wir nur in den Berichten dieser Frauen, Kamlaben Patel, Anis Kidwai und Damyanti Sahgal, so etwas wie Verständnis und Mitgefühl mit der zwiespältigen Situation dieser Frauen, die man entführt hatte oder die freiwillig gegangen waren, wie auch derjenigen, die sich gegen eine Rückkehr sträubten. Dennoch gibt es in ihren Haltungen Unterschiede: Kamlaben beispielsweise spricht manchmal als »Inderin«, dann wieder als »Hindu«, gelegentlich als »Sozialarbeiterin« oder als »Nationalistin«, schließlich, nach ihrer eigenen Definition, als »Frau«, wobei diese letztgenannte Kategorie häufig alle anderen in sich schließt. Anis Kidwai spricht auch davon, was sie als Frau, unabhängig von ihren Empfindungen als Inderin, verspürte, und ähnlich äußert sich Damyanti: »Natürlich hatten wir Mitgefühl mit den Frauen, die wir da auskehrten - manchmal mussten wir die Polizei einsetzen, um sie fortzubringen. Doch das, was wir taten, musste getan werden.« Dies ist vielleicht der Grund

dafür, dass sie alle ungeachtet ihres Mitgefühls für die entführten Frauen ihre Tätigkeit für den Staat fortsetzten und nicht die Frage stellten, warum bei den Frauen beider Länder so sehr die nationale Ehre auf dem Spiel stand. Für Indien wie für Pakistan sah es fast so aus, als bedeutete der Verlust dieser Frauen - besonders an die »andere« Religion - mehr als jeder andere Verlust, etwas, das Männer und Frauen anscheinend in gleicher Weise betraf. Kamlaben erzählt davon, wie sich Frauen im Parlament darum bemühten, sich an den Suchausschüssen beteiligen zu dürfen, und doch stellt sie die Begründung für die entschlossenen Versuche des Staates zur Rückholung dieser Frauen nicht wirklich in Frage. Sie berichtet, wie die beiden Seiten (überwiegend Männer beider Seiten) dies wahrnahmen:

Frauen wurden gegen Frauen getauscht, politisch wurden sie eingefangen und getauscht, je weniger wir von hier abgeben, desto populärer werden wir sein; unsere Politiker hatten auch dasselbe Gefühl, denn je weniger man fortgibt, desto beliebter wird man im Panjab sein und desto mehr wird sich der eigene Status verbessern, und das gleiche würde hier passieren ...

Sie beschreibt dann einen Einzelfall, der vor Gericht kam (alle strittigen Fälle mussten vor einem Sondergericht verhandelt werden, und Kamlaben vertrat in diesem Fall die indische Seite); dabei ging es um sieben Frauen und ihre Kinder, die nicht zurückgeholt werden wollten. Als Kamlaben auftrat, äußerte sich ihr pakistanisches Gegenüber, Rabiya Karigar, ebenfalls eine Frau, um ihre moralische Unterstützung als Frau geltend zu machen. Kamlaben berichtet:

Ich schwor auf den Koran, und dann legte ich unsere Inter-Dominion-Vereinbarung vor und erklärte, wir arbeiteten auf der Grundlage dieses Vertrages und wir nähmen nicht nur Frauen von hier, sondern auch wel-

che aus Indien, die wir dann hierherschickten. Danach erschollen plötzlich Rufe von den Hinterbänken ... Leute schrien, wir wollen sie nicht haben, und wir wollen Ihnen auch nicht unsere Frauen geben. Gegen den christlichen Rechtsanwalt, der für unsere Seite plädierte, wurde eine Resolution verfasst, und er wurde boykottiert. Der Richter erklärte dann, die Vereinbarung sei nicht mehr als ein Stück Papier, und sofern dies nicht in ein Gesetz verwandelt werden könnte, hätten sie dafür keine Verwendung. Gleich darauf gab es einen Freilassungsbefehl für sieben Personen, und wir mussten uns entfernen, aber Sie wissen, Amritsar war nur anderthalb Stunden entfernt, und Nachrichten werden sehr schnell weitergeleitet, und als wir dort angekommen waren, gab es dort für mehrere Frauen vier oder fünf Freilassungsbefehle, was bedeutete, dass ihnen die Rückkehr zu verweigern war ... alle redeten davon, dass weniger Frauen von dort kamen und mehr von hier auf die andere Seite gingen. Die Redensart lautete: »Gegangen sind die Diamanten, gekommen ist der Müll.«

Sie weist darauf hin, dass es für Streitfälle ein Sondergericht gab, dass aber die Polizeipräsidenten der beiden Seiten eine Auseinandersetzung führten. »Das hat Spaß gemacht«, sagte sie.

Wissen Sie, wir hatten ein Sondergericht für Fälle, in denen Moslems behaupteten, sie seien Hindus, und umgekehrt. Dafür gab es psychologische Gründe. Mir fiel es sehr schwer zu sagen, sie ist Moslem, und sie sollte nach Pakistan zurückgeschickt werden; unser Polizeipräsident konnte sehr böse werden, er hatte den Eindruck, das seien politische Fragen, und ich sagte, nein, wenn das Politik wäre, dann würden wir darüber nicht hier verhandeln, wir würden es mit Moslems in

unserem eigenen Land machen. Wenn wir in unserem Land 40 Millionen Moslems haben, was sollen wir dann mit 400? Wenn es in Indien 40 Millionen Moslems gibt, dann liegt das am Fortschritt. Diejenigen, die etabliert sind und die ihre Häuser eingerichtet haben, die gedenken wir nicht zu entwurzeln, aber diejenigen, die entführt worden sind, denen müssen wir Schutz ange-deihen lassen. Ich sagte dann, ich betreibe keine Politik, ich bin nicht Moslem oder Hindu oder Christin, ich bin eine Frau, und aus diesem Grund tue ich das, was ich hier tue.

Die Objektivierung von Frauen ruft hier Irritation hervor, aber es gibt auch Stolz auf die »Großzügigkeit« Indiens, das »40 Millionen Moslems« beherbergen kann. Ich möchte hier behaupten, dass diese Frauen ungeachtet des Verständnisses, des Mitgefühls und der Seelenqualen, die sie angesichts des Schicksals der entführten Frauen empfanden, das gesamte Rettungsunternehmen, das ein patriarchalischer Staat in Gang gesetzt hatte, unterstützten und billigten und sich so nicht nur mit dem patriarchalischen Charakter dieses Staates, sondern auch mit seiner Gewaltausübung gegenüber den entführten Frauen einverstanden erklärten und zugunsten des Staates und häufig zu Ungunsten von Frauen tätig wurden.

Dies ähnelte in vieler Hinsicht der Art von Zustimmung, mit der von Männern wie von Frauen in Fällen wie dem oben erwähnten Massenselbstmord durch Ertränken die Gewalt patriarchalischer Gemeinschaften mit Zustimmung bedacht wurde. Abgesehen von Fragen der Ehre und der Tugend, welche die Begründung für die Rettungsoperationen lieferten, spielten auch eher materielle Erwägungen eine Rolle. Eine Geschichte, die wiederum privaten Memoiren und Zeitungsberichten entnommen ist, berichtet von einem Fall, der an Laila und Majnu erinnert und der in Pakistan zur Legende wurde. Eine junge Moslemfrau wurde an einen gewissen Buta

TEXTNACHWEISE

Alle im vorliegenden Band enthaltenen Interviews sind Urvashi Butalias Werk ›The Other Side of Silence: Voices from the Partition of India‹ entnommen (Duke University Press, Durham 2000). Ebenso entstammen das Vorwort und Nachwort diesem Buch.

Der Essay ›Heimweh‹ im zweiten Kapitel erschien unter dem Titel ›blood‹ in der englischsprachigen Zeitschrift ›granta‹ (No. 57, April 1997). Die hier abgedruckte deutsche Übersetzung von Herwig Engelmann erschien erstmals in der Kulturzeitschrift ›Lettre International‹ (LI 37).

Der Essay ›Die Beharrlichkeit der Erinnerung‹ im dritten Kapitel erschien unter dem Titel ›Persistence of Memory‹ in ›Civil Lines No. 5‹, herausgegeben von Kai Friebe und Mukul Kesavan (2001). Die deutsche Übersetzung von Martin Pfeiffer wurde in ›Lettre International‹ (LI 59) erstveröffentlicht.

Dem Abschnitt ›Mutter Indien - Vater Staat‹ im vierten Kapitel liegt der Aufsatz ›Community, State and Gender: On Women's Agency during partition‹ zugrunde, erschienen in ›Economic and Political Weekly‹ (Vol. 28, No. 17, 1993).

Das Buch ›The Other Side of Silence‹ wurde zu einem der einflussreichsten Bücher zur Thematik der Teilung Indiens. Über sechs Monate stand es an der Spitze der indischen Bestsellerliste und gewann 2001 den Oral History Book Association Award sowie 2003 den Nikkei Asia Award for Culture.